



EIN BAYER „AUF LÜGEN

1978 kommt Christian Karl Gerhartsreiter nach Amerika, später gibt er sich als ein Rockefeller aus – und macht mit Hochstapelei Karriere. Jahrzehntlang. Erst nachdem er seine Tochter entführt, fliegt die Täuschung auf. Und außerdem ist er vielleicht in einen Doppelmord verwickelt. Wer ist dieser Mann?

Ich täusche, also bin ich – nur wer? Er hatte ein Dutzend Identitäten, die berühmteste war Clark Rockefeller. Am 4. August wurde er in Baltimore dem Richter vorgeführt, jetzt sitzt er im Gefängnis unter seinem richtigen Namen: Christian Karl Gerhartsreiter

FOTO: ESDRAS/M. SUAREZ/POOL/REUTERS

Text STEFFI KAMMERER

A

m Tag der Scheidung, dem 12. Dezember 2007, schrieb er einem Freund in New York: „Heute Versailles unterzeichnet. Nicht gerade mein bester Tag.“ Es war der Tag, als der Mann, der sich Clark Rockefeller nannte, alles verlor. Seine Tochter, seine Wohnsitze und den Zugriff aufs Konto. Und seine Frau, aber das wird ihn am wenigsten bekümmert haben, von ihr hatte er in den vergangenen Monaten ohnehin nur als „die Böse“ gesprochen.

Er fasste einen Plan: Er würde sich sein Kind wiederholen. Würde

es kidnappen. Aber der Plan ging schief. Er hatte ausnahmsweise nicht zwei Schritte vorausgedacht, hatte nicht umrissen, welches Medienspektakel ein Rockefeller auf der Flucht auslösen würde. Nun war sein Fahndungsfoto auf allen Kanälen, und er saß mit der Tochter in Baltimore in der Falle. Hinter zugezogenen Vorhängen, in der Küche einen Reiskocher und einen Sack Reis.

Die Freunde, die versuchten, ihn über sein Mobiltelefon zu erreichen, klingelten ins Leere. Die Freunde, die dachten, ihn zu kennen, und die mit jedem weiteren Tag merkten, sie wussten fast nichts. Sie erfuhren aus den Nachrichten, dass er nicht nur kein Rockefeller-Erbe war – sondern gar kein Rockefeller. Dass er ein Dutzend Alias hatte und einen Geburtsnamen, der für Amerikaner so unaussprechlich ist, dass die Zeitungen hinter „Gerhartsreiter“ die Lautschrift „GAYR“-hahrtz-ry-tur“ schreiben. Dieser Name stand in seinem Pass, mit dem er 1978 in den Vereinigten Staaten angekommen war.

Vorname: Christian Karl. Heimatland: Germany.

Ein Hochstapler, der nun im Gefängnis sitzt, der Generationen von Psychiatern beschäftigen wird und der vielleicht ein Skelett in Kalifornien zu sagen hätte.

Wenn er sich bloß erinnern könnte.

Der junge Mann, der per Anzeige in der Lokalzeitung eine Gastfamilie gesucht hatte, sah ein bisschen komisch aus, fand Gwen Savio, als er vor 30 Jahren an ihrer Tür klingelte; die Hosen zu eng, der Pullover auch, kein Amerikaner lief so herum. Aber letztes Jahr hatten sie bereits einen Schüler aus Frankreich aufgenommen, das hatte gut geklappt, sollte er also bleiben, entschied sie. Das Haus war zwar nicht groß, aber er konnte ja auf dem Sofa schlafen.

Chris nannte er sich bald. Begeisterte sich für Ford Mustangs und Oreo Cookies, überhaupt für alles Amerikanische. Er sprach gut Englisch, aber mit starkem Akzent. Daran arbeitete er, wiederholte Worte so oft, bis die Savios sagten, so klinge es richtig. Seinen Nachnamen änderte er in Reiter, es sprach sich leichter.

Edward, der älteste Sohn, war etwa so alt wie er. Er nahm ihn oft mit, jedenfalls am Anfang; aber Chris war wählerisch, am liebsten sprach er mit Erwachsenen. Die meiste Zeit verbrachte er in einem Tonstudio in der Highschool. Es gab dort eine 10-Watt-Radiostation, und der junge Deutsche hatte es geschafft, eine abendliche Sendung zu bekommen; er stellte klassische Musik vor. Damit kannte er sich aus, jedenfalls tat er so, und wenn er Beethoven ankündigte, passte sein europäischer Tonfall perfekt, fand der Chef der kleinen Station, sogar der Schuldirektor rief an und gratulierte.

Die Savios aber fanden ihren Hausgast zunehmend anstrengend. Er wollte, dass man seine Wäsche wusch, ständig redete er davon, wie schick bei ihm daheim in Bayern alles sei, da hätten sie Personal, der Vater sei ein wichtiger Industrieller, der Mercedes-Benz belieferte. Niemals, moserte er, wäre so ein Fraß auf den Tisch gekommen wie bei den italienischstämmigen Savios. Irgendwann reichte es der Familie, er musste raus.

Der Schuldirektor persönlich machte sich für ihn auf die Suche. Und weil Chris sowieso ständig in der Bücherei saß und sie mal Deutsch gelernt hatte, sagte die Bibliothekarin, sie könne ihn aufnehmen. Sie machte ihm die Wäsche und aß mit ihm zu Abend, ihr erzählte er eine neue Geschichte: Der Vater sei Wissenschaftler, die Mutter Konzertpianistin aus Südafrika. Das Wohnarrangement ging nur zwei Monate gut – Chris hatte seine Telefonrechnung nicht zahlen wollen. Der Direktor verdonnerte ihn, sie zu begleichen. Dann musste er auch hier seine Sachen packen.

Die Schule in Berlin, Connecticut, schloss Christian Gerhartsreiter nicht ab, es gibt aus jener Zeit kein Foto von ihm, keine Zeugnisse, keine Spur. Nur das Jahrbuch aus dem Jahr 1979, von dem ein Exemplar in der Bibliothek liegt, das hat er unterschrieben: Auf Seite zwei steht da in krakeliger Handschrift ein einziger Name: „Chris Gerharts Reiter“. Als Ed Savio 1981 graduierte, war Chris schon fort – er hatte erzählt, er wolle nach Kalifornien und ins Filmgeschäft, aus bisher unbekanntem Grund verschlug es ihn aber erst nach Madison, Wisconsin. Er traf hier eine Frau, 22 Jahre alt, und heiratete sie am Tag vor seinem 20. Geburtstag.

Als die Frau die Scheidung einreichte, eigenartigerweise erst elf Jahre später, gab sie an, er habe sie bereits einen Tag nach der standesamtlichen Hochzeit verlassen. Heute heißt sie Amy Duhnke, arbeitet als Köchin in Milwaukee und will sich nicht äußern. Ihre ältere Schwester sagt, es sei Gerhartsreiter nur darum gegangen, durch die Eheschließung an eine Greencard zu kommen, an eine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis.

Anfang der 90er-Jahre tauchte Gerhartsreiter in Manhattan auf. Als Rockefeller. Clark Rockefeller. Das ist so kühn, als gäbe sich ein Texaner in Italien als Agnelli aus. Aber es funktionierte, so unfassbar es im Nachhinein erscheinen mag. Funktionierte vielleicht auch, und das machen Betrüger sich zunutze, weil die Menschen sich geschmeichelt fühlen, jemanden zu kennen mit einem Namen wie ein Donnerschlag. Da reichen Kleinigkeiten, Zweifel auszuräumen.

Peggy Stone, eine Galeristin von der Upper East Side, spezialisiert auf alte niederländische Meister, lernte Mr Rockefeller im Central Park kennen. Er ging mit Yeats spazieren, seinem Gordon Setter. Wie denn ihr Husky heiße, fragte er. Leyster, sagte sie. Und er schloss sofort, dann sei er gewiss nach Judith Leyster benannt, einer holländischen Malerin aus dem 17. Jahrhundert. Die sagt nur wirklichen Experten etwas – Peggy Stone war beeindruckt.

Auch die Hunde freundeten sich an, und so trafen sie sich bald jeden Morgen im Park. Mr Rockefeller war charmant und unterhaltsam, er konnte jeden noch so obskuren Dichter zitieren, konnte Cole-Porter-Songs pfeifen, als würde er dafür bezahlt, konnte stundenlang über Quantenphysik sprechen; war dabei freundlich und immer ein bisschen von oben herab. Aber eben nur so viel, dass man denkt, so sind sie wohl, die Rockefellers. Womit er sein Geld verdiente, war nie wirklich ein Thema, er berate kleine Länder in Finanzfragen, sagte er mal, das reichte ihr.

Einmal hatte in der Zeitung gestanden, dass eine ältere Rockefeller gestorben war, nachdem sie in ihrer Wohnung gestürzt war. Peggy Stone kondolierte ihrem Park-Gefährten, sie muss heute selbst ein wenig darüber lachen. Er gab zurück: „Ja, es ist wirklich bedauerlich, ich habe sie noch vor Kurzem gebeten, gut auf sich achtzugeben.“

Einmal erzählte er, er käme gerade von einem Familientreffen aus Kykuit zurück, dem Landsitz der Rockefellers am Hudson River. Als Stone nachfragen wollte, sagte er, ihm würden die ganzen Verwandten immer zu viel, er habe sich die meiste Zeit mit dem Personal in der Küche aufgehhalten.

Argwohn verspürte sie nie. Sie hörte auch nie einen deutschen Akzent heraus, und das, obwohl sie ein Ohr dafür hat, ihre Eltern sind Deutsche. Einmal lud Rockefeller sie und ihren Mann, auch er Kunsthistoriker, zu sich nach Hause ein. Die Wohnung in der 56. Straße war funktional eingerichtet, sagt sie, nichts Besonderes – bis auf die Kunst. Der Mondrian, der großformatige Tobey, der Rothko, sie reihten sich perfekt ein in die berühmte Sammlung der Familie Rockefeller. Nach wie vor ist das Galeristenpaar überzeugt von der Echtheit der Bilder – obwohl Gerhartsreiters Anwalt inzwischen sagt, es handle sich um gelungene Fälschungen. Es könnten Leihgaben gewesen sein, sagt Peggy Stone. Das wäre in Galerien nicht unüblich, auch über Wochen oder Monate, ein berühmter Nachname helfe.

Mr Rockefeller besuchte in Manhattan die richtige Kirche: St. Thomas an der Fifth Avenue, Versammlungsort der New Yorker Society. Hier traf er 1993 Sandra Boss, seine zweite Ehefrau, Tochter eines Boeing-Ingenieurs aus Seattle, die damals gerade ihren Abschluss an der Harvard Business School machte, eine hübsche Frau mit schmalen Gesicht, beruflich zielstrebig, persönlich eher zurückhaltend. Sie kamen sich näher auf einer Kostümparty, die er in seiner Wohnung auf der Upper East Side gab. Motto war das Detektivspiel „Cluedo“, er erschien als Professor Plum, sie als Miss Scarlett.

Sandra Boss hatte viele Verehrer damals. Was sie nun ausgerechnet in dem schwächigen Clark Rockefeller sah – er ist keine 1,65 Meter groß –, war vielen nicht klar, abgesehen von seinem Nachnamen schien er keine tolle Partie. Und bereits damals

äußerte er sich über seine Herkunft nur ausweichend, sagte, die Eltern seien früh bei einem Autounfall gestorben. Bei dieser Geschichte blieb er über die Jahre, allerdings variierte er sein Alter: Mal erzählte er, er sei als kleiner Junge Vollwaise geworden, mal, er sei ein Teenager gewesen. Falls jemand nachbohrte, schob er hinterher, das Ganze sei für ihn so schmerzhaft gewesen, in seiner Erinnerung seien viele Jahre ausradiert.

Es heißt, er habe sich zunächst auch für die Zwillingsschwester von Sandra Boss interessiert, die zu jener Zeit ebenfalls in Manhattan lebte. Die aber heiratete im April 1994 einen anderen, Yale-Absolvent wie sie. Interessant ist, dass diese Verbindung groß in der *New York Times* veröffentlicht wurde – sowohl die Verlobung als auch die Eheschließung in St. Thomas. Als Sandra Boss im Jahr darauf Clark Rockefeller auf der Insel Nantucket heiratete, fand sich darüber jedoch nirgends ein Wort. Wie sich herausstellte, gab es auch nie eine Heiratsurkunde, angeblich ein reines Versäumnis. Wie eine nichtbeurkundete Ehe geschieden werden kann, gehört zu den vielen Rätseln dieser Geschichte.

Und so wirft jedes neue Detail, das in der Rockefeller-Saga ans Licht kommt, neue Fragen auf. War Sandra Opfer oder Komplizin des Schwindels? Dass etwas nicht stimmte, muss sie gewusst haben: Ihr Mann hatte keine Social-Security-Nummer, keinen amerikanischen Pass, keinen Führerschein. Und wenn, war keines dieser Dokumente auf den Namen Clark Rockefeller ausgestellt. Jemand, dem sie sich anvertraute, sagt, ihr sei schon vor Jahren klar geworden, dass sie sich hatte blenden lassen, aber dann wurde sie schwanger. Und es war ihr peinlich. Auch beruflich, schließlich arbeitet sie als Topmanagerin bei McKinsey. In ihrem Beruf kommt es auf nichts so sehr an wie

auf verlässliches Urteilsvermögen. Im Interview, das Gerhartsreiter dem Sender NBC im Gefängnis gab, sagt er, sie habe den Schein aufrechterhalten wollen, er sei Rockefeller-Erbe. Auch weil ihr sein Name beruflich geholfen habe. Direkt besprochen hätten sie es aber nie. „Wir haben nie die Ahnentafel zusammen studiert.“ In Manhattan schaffte er es, dorthin vorzudringen, wo die wirklichen Strippen gezogen werden. Verkehrte im Knickerbocker Club, im Metropolitan Club, im Century Club, im Lotos Club. 2003 stand er hier im Mitgliederverzeichnis eine Zeile über Laurance S. Rockefeller, einem Enkel von John D. Rockefeller, dem bis heute reichsten Menschen aller Zeiten. Im Jahr 1998 freundete er sich mit William Quigley an. Einem abstrakten Maler, der seit Jahren auf den Durchbruch hofft. Mr Rockefeller sagte, er wolle ihm helfen. Tatsächlich rief bald einer der mächtigsten Galeristen der Welt bei Quigley an: Clark Rockefeller sei sehr an einem seiner Bilder interessiert. Zu diesem Kauf kam es nie, Rockefeller hielt Quigley über Jahre hin. Sagte immer wieder, er wolle ihn mit jemandem vom Whitney Museum bekannt machen. „Ich hatte nie einen Zweifel,



War seine Frau (oben mit der gemeinsamen Tochter) Opfer oder Komplizin?



Wer Mitglied im New Yorker Knickerbocker Club ist (l.), könnte sich auch ein Kostüm aus Echtgold leisten, doch so besessen war Gerhartsreiter dann doch nicht



Das Haus in Cornish wollte er zum perfekten Heim umbauen, doch er kam nur bis zum Keller



Ende der 90er-Jahre zieht er nach Cornish, einem Dörfchen, in dem viele reiche New Yorker leben. Während seine Frau in Boston das Geld verdient, kümmert sich Gerhartsreiter um Töchterchen Reigh, sehr liebe-, sehr aufopferungsvoll. Vor der Entführung am 27. Juli mietet er ein Kutschenhaus in Baltimore, schon die Eingangstür (r.) sagt: Hier ist die Tristesse zu Hause. Wenige Tage später holt ein Spezialkommando die kleine Reigh da raus. Ganz rechts: Sandra Ross, Gerhartsreiters Ex-Frau, mit einem FBI-Agenten auf dem Weg zu ihrer Tochter

Los Angeles County Sheriff's Department Homicide Bureau

INFORMATION WANTED
IN CUSTODY

Christian Karl Gerhartsreiter 1978 INS photo	Clark Rockefeller 2008 photo	Chris Chichest 1980's photo

Homicide Investigators are seeking the public's assistance in developing information regarding the 1985 disappearance of John & Linda Sobus of San Marino, California. The male depicted in this bulletin was a tenant at the Sobus residence, at the time of their disappearance. Anyone with information regarding this case or the male in the bulletin are urged to contact Los Angeles County Sheriff's Homicide Bureau Detectives.

File Number - 094-00061-3199-011

Attention: Sgts Bobby Taylor or Timothy Miley
LASD HOMICIDE (323) 890-5500
5747 Rickenbacker Road, Commerce California 90040



dass er war, wer er behauptete zu sein“, sagt der Maler heute. Seit Wochen verfolgt er die Geschichte nun in den Nachrichten. Angewidert, enttäuscht, ratlos, auch ein bisschen wehmütig. Er hat ihn gern gehabt. Gehörte zu denen, die versuchten, ihn zu erreichen, als er auf der Flucht war. Und wie jeder, der näher mit Mr Rockefeller zu tun hatte, erzählt er, wie hilfsbereit er sein konnte. Stundenlang installierte er für andere Computer und Telefone, für Quigley richtete er eine Website ein.

Einmal hat er einen verletzten Hund aus einem Tierheim geholt, hat ihn über Monate gepöppelt und im Rollstuhl durch den Park geschoben, bis er wieder laufen konnte. „Das stimmt, das hab ich selbst gesehen“, sagt Quigley. Was aber ist mit den E-Mails, die Rockefeller ihm schrieb, von einer Reise durch die Dolomiten, aus Monte Carlo, aus dem Haus einer Cousine in Cap Ferrat? „Ist er da jemals gewesen? Stimmt irgendetwas davon?“



Ein Genussmensch wie er genießt auch die Aufmerksamkeit: „Rockefeller“ bei einem Interview, das er dem Fernsehsender NBC im Gefängnis gab

An New York schien Rockefeller mehr und mehr die Lust zu verlieren. Die Kunstwelt sei völlig aus den Fugen geraten, jammerte er. Selbst jemand wie er könne das kaum mehr finanzieren. Ende der 90er-Jahre kaufte er (vielmehr seine Frau, aber das wusste man damals nicht) ein Haus in New Hampshire, im Dorf Cornish, inmitten einer lieblichen Landschaft, die ein wenig an Bayern erinnert. Mit Lichtungen im dichten Wald, Pferden und gescheckten Kühen, es gibt hier oben Elche, Füchse und Bären und im Winter meterhohen Schnee. Cornish war mal bekannt als das „Athen von Amerika“, weil es Ende des vorletzten Jahrhunderts Dutzende von Malern und Autoren anzog, ein amerikanisches Worpswede mit Blick auf den mächtigen Connecticut River. Später folgten Woodrow Wilson und mit ihm die Elite Washingtons und New Yorks. Es ist ein Ort, in dem man gut abtauchen kann. J.D. Salinger lebt hier seit Jahren unbehelligt. Wenn neugierige Journalisten aus New York kommen, verrät niemand, wo sein Haus ist.

Es gibt viele sehr reiche Menschen in Cornish, aber Geld zu zeigen gehört sich nicht in New England. Die Millionenobjekte liegen versteckt am Ende von Schotterwegen. Clark Rockefeller fiel hier auf – offenbar wollte er das auch, genoss die kleine Bühne. Stolzierte mit Fliege über die Straße, aufs Dorffest ging er nicht wie alle anderen in Jeans, sondern mit seidnem Einstecktuch und lachsarbener Hose. Vor sein Anwesen, das den Namen „Doveridge“ trug, stellte er ausgesiedelte Polizeiautos, auf die er wichtig „Doveridge Security“ pinseln ließ.

Die Direktorin des örtlichen Museums wollte sein Haus in ein Buch über die Geschichte der Künstlerkolonie aufnehmen. Rockefeller drohte, er werde sie verklagen, er müsse auf seine Anonymität achten, er arbeite an geheimen Projekten fürs Pentagon. Anderen erzählte er, er sei Mathematiker. Manchmal behauptete er auch, er habe eine Fabrik in Kanada, die sich mit dem Antrieb von Raumfähren befasse, er führe Tests im All durch. Wo in Kanada? „Hinter der Grenze“, tat er geheimnisvoll. Wieder anderen sagte er, eben jene Fabrik liege im Bundesstaat New York.

Anders als im großen Manhattan wurde in Cornish bald getuschelt über den eigenartigen Mann, der ständig Publikum sucht, aber nichts preisgibt. Ein Hotelier erzählt von einer Cocktailparty, bei der er Rockefeller kennenlernte. Kaum sei der weg gewesen, sei es nur um die Frage gegangen: Ist der echt? Und alle hätten gesagt: Niemals. Weil er mit Namen um sich warf, über Geld sprach und selbst einfachste Fragen nicht beantworten wollte. Etwa: Wo verbringen Sie gewöhnlich den Sommer? „Oh, an unterschiedlichen Orten“, sagte er.

Mal prahlte er, der deutsche Ex-Kanzler Helmut Kohl habe sich zum Abendessen angekündigt. Dann sagte er, eben sei Stephen Hawking abgereist. Wenn er wohin wollte, ließ er sich chauffieren, er sagte immer, er dürfe nicht fahren, sein Blickfeld sei eingeschränkt. Aber manchmal setzte er sich in Cornish doch ans Steuer, die Dorfpolizisten kannten ihn ja, sie kontrollierten Mr Rockefeller nie. Er fuhr einen der vielen Cadillacs, die er sammelte – die übrigen waren keine Erfindungen, ein Besucher hat auf seinem Grundstück allein 14 Stück aus dem Jahr 1949 gezählt. Das Geld für diese Extravaganzen kam von Sandra Boss – sie verdient als Partnerin bei McKinsey 1,5 Millionen Dollar pro Jahr.

Im Mai 2001 kam die Tochter Reigh zur Welt. Sie wuchs zu einem quirligen Kind heran, blond und blauäugig wie ihr Vater. Bekam Ballettunterricht, konnte bald das Periodensystem aufzagen, kannte das atomare Gewicht von Uran. Kam die Un-

FOTOS: MUSEUMPLANET.COM; BOSTON HERALD/POLARIS; FBI/CORBIS; L.A. COUNTY SHERIFF'S DEPARTMENT/AP PHOTO; M. WILSON/CORBIS; M. GARBINKEL/GETTY IMAGES; M. GARBINKEL/POLARIS; BOSTON GLOBE/J. TILMACK/LANDOV/INTERTOPICS

terhaltung auf Ägypten, zählte sie Pharaonen auf, sie parlierte über Planeten und Satelliten. Manche sagen, er habe sie gefördert, habe ihr geduldig Bruchrechnen beigebracht, originell in der Küche: Was in einen Topf passt, passt auch in vier Tassen. Andere sagen, er habe sie dressiert. Schon mit drei Jahren habe er ihr im Restaurant die Speisekarte hingehalten und sie vorlesen lassen. Man sah Rockefeller fast nie ohne seine Tochter. Mal hatte er sie an der Hand, mal saß sie auf seinen Schultern, herausgeputzt wie aus einem Ralph-Lauren-Katalog, manchmal mit ihm im Partnerlook.

Spätestens 2004 gab es niemanden mehr in Cornish, der den neuen Nachbarn nicht kannte: seit er sich im März als Retter der historischen Trinity Church aufgespielt hatte. Die war 20 Jahre zuvor von einem Senator aus der Nachbarschaft gekauft und renoviert worden, er wollte sie nun dem Ort schenken. Das ganze Dorf saß zusammen und beriet, was dabei an laufenden Kosten zu erwarten sei, die Gemeinde hatte kein Geld, man brauchte außerdem eine neue Polizeistation. Plötzlich stand Rockefeller auf und wedelte mit einem unterschriebenen Scheck über 110.000 Dollar. Wenn man ihm die Kirche überlasse, wolle er im Gegenzug die neue Polizeistation finanzieren. Niemand wusste recht, was von dem Angebot zu halten sei, nach mehrstündiger Beratung stimmte man aber zu. Der Pastor fragte ihn später, ob er mit den berühmten Rockefellers verwandt sei, er bekam keine Antwort. Statt etwas zu sagen, hielt ihm der frisch gebackene Kirchenbesitzer ein Taschenmesser hin: Auf der Klinge eingraviert stand „Nelson Rockefeller“ – ehemals Vizepräsident der Vereinigten Staaten.

Die Lokalzeitung tat, worauf offenbar in New York niemand gekommen war, sie rief im Rockefeller-Archiv an. Und druckte das ernüchternde Ergebnis im Juli 2004: Ein Clark Rockefeller sei gegenwärtig nicht bekannt, niemand dieses Namens stamme von John D. Rockefeller ab oder sei mit William Rockefeller verwandt, dessen einzigem Bruder. Wer vorher getuschelt hatte, tuschelte nun lauter. Mehr geschah nicht. Und Sandra Boss kam weiterhin, um am Wochenende Mann und Kind zu besuchen, allerdings seltener als früher. Es wurde aber auch immer unwirtlicher hier, Mr Rockefeller wollte das perfekte Haus schaffen. Aber er kam über einen perfekten Keller nicht hinaus. Ständig ließ er neue Bauleute kommen und schickte sie wieder fort, ließ Treppen ein- und wieder ausbauen, das historische Haus wurde mehr und mehr zur Bauruine. Eingerichtet war es nie richtig, was an Möbeln da stand, waren Überbleibsel des Vorbesitzers. An der Wand lehnte ein halb ausgepackter Mondrian.

Als Reigh ins schulfähige Alter kam, drängte Sandra Boss darauf, sie in Boston einzuschulen, sie hatte hier ihr Büro. Er wollte es partout nicht, in Cornish erzählte er, er sei von Privatlehrern unterrichtet worden, das wolle er für seine Tochter auch. Aber seine Frau setzte sich durch, im Herbst 2006 bezogen sie ein Stadthaus über drei Etagen in Boston, im vornehmen Beacon Hill. Hier brennen vor jedem Haus Gaslaternen, hinter den Fenstern sieht man gut sortierte Bibliotheken und schwere Ölgemälde, um die Ecke wohnt John Kerry, der Ex-Präsidentschaftskandidat.

Mr Rockefeller schwärmte bald von seiner neuen Stadt. Und wieder schaffte er es schnell an die Schaltstellen: Er wurde einer der Direktoren im ehrwürdigen Algonquin Club. Vor allem aber war er auch in Boston ein *full-time* Dad. Er ging mit der Tochter segeln, jeden Samstag las er morgens in der Kinderecke des Athenaeums vor, einer Privatbibliothek voll marmorner Statuen.

So schön privilegiert hätte es ewig weitergehen können, hätte nicht Sandra Boss die Scheidung eingereicht, wenige Monate nach dem Umzug. Die Akte ist auf Betreiben der Ex-Eheleute versiegelt, aber so viel wurde bekannt: Es ging bei der Trennung darum, dass er seine Identität nicht preisgeben wollte. Sie zahlte ihm 800.000 Dollar, dafür bekam sie das alleinige Sorgerecht – für eine Tochter, mit der sie bisher wenig Zeit verbracht hatte. Aus Reigh Rockefeller wurde Reigh Boss, die Mutter zog mit ihr nach London. Der Vater durfte sie nur noch in Gegenwart eines Sozialarbeiters sehen.

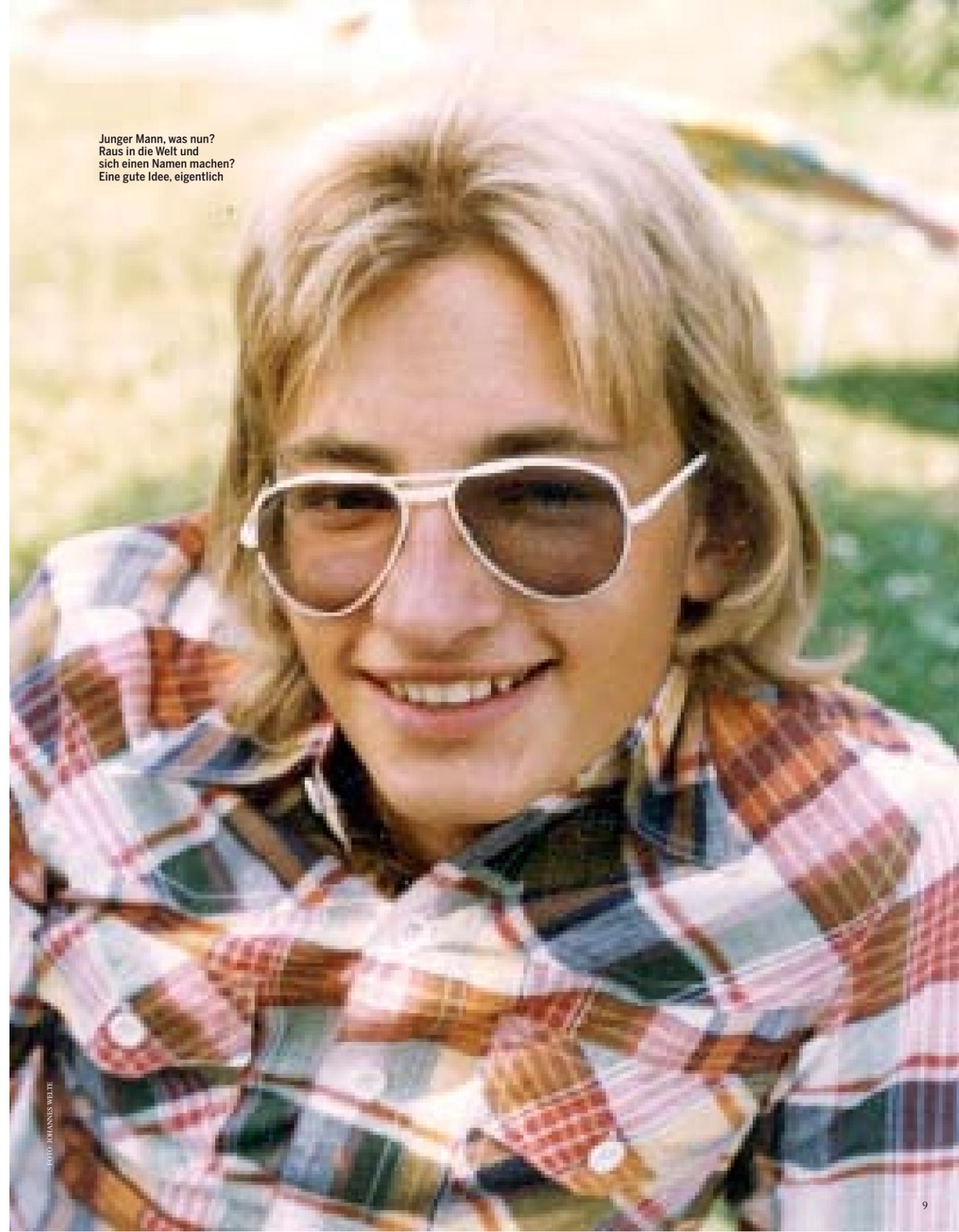
Was letztlich den Ausschlag für die Scheidung gab, ist unklar, aber gegenüber Vertrauten machte Sandra Boss bereits vor zwei Jahren Andeutungen, sie fürchte sich. Möglicherweise hatte sie irgendwo in seinen Unterlagen einen Hinweis gefunden, dass ihr Mann mal den Namen Chris Chichester benutzt hatte. Vielleicht entdeckte sie im Internet, dass der seit vielen Jahren vom FBI gesucht wird: als Untermieter eines Paares, das 1985 verschwunden war.

Chris Chichester, das haben die Ermittlungen ergeben, war der erste Falschname, den Christian Gerhartsreiter gewählt hatte, lange vor seiner Rockefeller-Zeit. Mit der Greencard, die er in Wisconsin ergattert hatte, ließ er sich Anfang der 80er-Jahre in San Marino nieder, einem reichen Vorort von Los Angeles. Er verteilte pompös aussehende Visitenkarten mit eingraviertem Familienwappen – damit kam er in Kalifornien als britischer Aristokrat durch. Er besuchte auch hier die richtige Kirche, trat dem Rotary Club bei, engagierte sich für wohltätige Zwecke. Er wohnte im Gästehaus von Linda und Jonathan Sohus, einem jungen Paar, dessen Begeisterung für „Raumschiff Enterprise“ er teilte. Am 8. Februar 1985 erschien Linda Sohus morgens nicht im Science-Fiction-Buchladen, in dem sie arbeitete. Sie und Jonathan meldeten sich bei niemandem mehr, ließen ein Pferd und vier Katzen zurück. Im April gab ihre Schwester eine Vermisstenanzeige auf. Im Mai verschwand auch Chris Chichester. Irgendwann kamen mysteriöse Postkarten aus Paris in San Marino an, unterschrieben mit „Linda und John“.

Gerhartsreiter ging zurück an die Ostküste, nannte sich Christopher Crowe und machte Karriere an der Wall Street – als Mann ohne Highschool-Abschluss. Er schaffte es ins große japanische Finanzunternehmen Nikko Securities, wurde gar Vizechef der Abteilung für Unternehmensanleihen. Offenbar reichte, dass er sich als ehemaliger Chef einer Battenberg-Crowe-von-Wettin Family Foundation ausgegeben hatte, die es freilich nie gab.

Dann versuchte er, drei Jahre nach seinem Weggang aus Los Angeles, einen Truck, der auf Jonathan Sohus zugelassen war, in Greenwich, Connecticut, zu verkaufen. Dem potenziellen Käufer kam die Sache merkwürdig vor, er benachrichtigte die Polizei. Als die Beamten der Spur nachgehen wollten, waren sowohl der Wagen als auch Christopher Crowe verschwunden. Seinem Ar-

Junger Mann, was nun?
Raus in die Welt und
sich einen Namen machen?
Eine gute Idee, eigentlich



beitgeber hatte er erklärt, er müsse seine Eltern aus einer Geiselnhaft in Südamerika befreien, selbstverständlich sofort.

Hier verliert sich seine Spur. Wie und wo er die Jahre verbrachte, bis er als Rockefeller wieder auftauchte, ist unklar.

1994 fanden Bauarbeiter, die auf dem ehemaligen Sohus-Grundstück einen Swimmingpool aushoben, ein Skelett, in Plastiktüten eingewickelt. Im Gästehaus entdeckte die Polizei eine alte Blutlache. Ein Forensiker vermutet, es handle sich bei den Knochen um die eines Mannes von Ende 20, der an einer Kopfverletzung starb. DNA-Tests wurden damals nicht gemacht, dafür war die Technik nicht weit genug. Es hätte auch nicht viel genutzt, Sohus war adoptiert, seine biologischen Eltern sind nicht bekannt. Von seiner Frau Linda gibt es bis heute keine Spur. Seit Wochen nun sind Experten dabei, erneut den Garten umzugraben. Christian Gerhartsreiter hat einer Vernehmung durch die kalifornische Polizei bisher nicht zugestimmt. Er räumt aber inzwischen ein, im Gästehaus des Paares gelebt zu haben.

In der Ahnentafel der Rockefellers gab es tatsächlich einmal einen Michael Clark – er ist der jüngste Sohn von Nelson Rockefeller, der im Oktober 1961 im Dschungel von Papua-Neuguinea verschwand und nie wiederkehrte. Dass im gleichen Jahr in Bayern ein Knabe namens Christian Gerhartsreiter zur Welt kam, ist ein Zusammenhang, den zunächst wohl nur einer herstellte: der historisch interessierte und versierte Christian Gerhartsreiter.

Aufgewachsen ist er in Bergen, einem Dorf mit 5000 Einwohnern am Rande der Alpen. Schon seine Großeltern wurden hier geboren, die Eltern wuchsen zusammen auf. Der Vater, Simon, war Landschaftsmaler, der mit seinen Ölbildern nicht die Familie ernähren konnte, er war mit kaputter Lunge aus dem Krieg zurückgekehrt, bekam sein Leben lang schwer Luft. Irmgard, die Mutter, verdiente als Schneiderin dazu, wer im Dorf ein Dirndl zu flicken hatte, ging zu ihr.

Christian Gerhartsreiter saß in seinem Kinderzimmer und träumte von der weiten Welt, von klein auf hat er gesagt, er wolle auswandern, nach Amerika gehen. Er war ein schwieriger, aufmüpfiger Junge. Schon im Kindergarten wurde er versohlt, weil er seinen Kartoffelbrei nicht essen wollte. In der Schule provozierte er, in der fünften Klasse pustete er einer Lehrerin Pfeffer in die Augen; als er mal verschlief, fabulierte er, sein Wecker sei explodiert. Er hatte ein Luftgewehr, mit dem er rumballerte und schon mal ein Kirchenfenster zerschoss. Und er erzählte von einem Waffenarsenal, das sein Vater angeblich habe – als die anderen Jungs nachsehen wollten, wich er aus. Ein enger Freund von damals sagt, Gerhartsreiter habe bereits als Jugendlicher mit anderen Identitäten gespielt. Er habe die KFZ-Zulassungsstelle angerufen und mit tiefer Stimme gesagt, er sei ein Millionär aus Holland und wolle zwei Rolls-Royce anmelden. Der Beamte habe ihm das abgenommen.

Die andern Kinder gingen zum Baden an den Chiemsee, Christian hockte allein in seiner Werkstatt und schraubte an Funkgeräten oder Radios herum. Er war immer ein bisschen modischer gekleidet als die anderen, vielleicht, weil die Mutter Schneiderin war. Und er sprach eher Hochdeutsch als Bairisch. Er konnte unangenehm schulmeisterlich werden, sagt ein Hotelbesitzer, der einige Jahre mit ihm in der Volksschule war. „Obwohl ihn alles Schulmeisterliche selbst störte.“ Seinen kränklichen Vater vor Augen, hatte er einen Horror davor, zum Wehrdienst eingezogen zu

werden, überlegte deshalb sogar, nach Berlin zu gehen. Dann aber soll er in einem deutschen Zug ein Paar getroffen haben, das kurioserweise in der Nähe von Berlin, Connecticut, lebte. Die sagten, wie Amerikaner es schnell tun, er solle doch vorbeischaun, wenn er mal in den USA sei. Ein Jahr später stand er mit seinen Koffern vor der Tür. Die ratlose Familie gab die Annonce in der Lokalzeitung auf, die ihn zu den Savios führte.

Eine Nachbarin, die seit 60 Jahren neben den Gerhartsreiters lebt, sagt, am Anfang hätten die Eltern dem Sohn in Amerika finanziell geholfen. Irgendwann hätten sie gesagt, er habe nun selbst Geld. Als er weg war, hörte man in Bergen nicht mehr viel von ihm. Ein paar Jahre noch schrieb er Briefe, 1985, dem Jahr, als er aus Kalifornien verschwand, brach der Kontakt endgültig ab.

Irmgard Gerhartsreiter ist bald 80. Als sie nun mit dem Foto ihres Sohnes konfrontiert wurde, sagte sie den für eine Mutter sehr erstaunlichen Satz, er sei für sie vor Jahren gestorben.

Aus dem Haus in Beacon Hill zog Mr Rockefeller unmittelbar nach der Scheidung aus, es wurde verkauft. Auch hier hatte er kaum Möbel, nur viele nicht ausgepackte Kisten. Und natürlich: Rothkos und Mondrians.

Wo genau er das letzte halbe Jahr verbracht hat, weiß niemand, er erzählte unterschiedliche Versionen, bei wem er untergekommen sei. Die Mitgliedschaft im Algonquin Club kündigte er vor etlichen Monaten, mit der ausnahmsweise wahren Begründung, er habe kein Geld mehr. Sicher ist nur, dass er die meiste Zeit in Boston verbrachte, fast jeden Morgen kam er um acht Uhr in die Starbucks-Filiale in seiner alten Nachbarschaft. Hier hatte sich im letzten Jahr eine Gruppe zusammengefunden, die sich regelmäßig traf und die Weltlage besprach, Autoren, Mütter, Unternehmer.

Kern der Gruppe ist der Architekt Patrick Calhoun Hickox, er lernte Gerhartsreiter im Frühjahr letzten Jahres auf einer Gala kennen. Hickox ist Yale-Absolvent, ein lebenswürdiger Lebemann mit schulterlangen Locken, und im Gegensatz zu anderen bemerkte er bald, dass mit der Herkunft seines Freundes etwas nicht stimmte. Er wurde stutzig, dass sie keinerlei gemeinsame Bekannte haben – und das, obwohl Rockefeller gern erzählt, auch Yale-Alumnus zu sein. Dann hörte er ihn einen schweren Fehler im Satzbau machen, später noch einen. Er sagte aber nicht: „Du bist doch nicht Amerikaner“, dafür ist er zu diskret. Er sagte: „Hey, Außerirdischer, du solltest deinen Programmierern ausrichten, dass man die Sätze im Englischen anders konstruiert.“ Rockefeller hat nur gegrinst. Heute sagt Hickox: „Mir war egal, wer er ist. Ich habe ihm gesagt: Du bist so einzigartig wie dein letzter kluger Gedanke.“ Zum Geburtstag schenkte er ihm Ciceros Reden. Natürlich feierten sie ihn am falschen Tag, Rockefeller hatte immer angebehen, am 29. Februar geboren zu sein, in einem Schaltjahr. In Wahrheit ist es der 21. Februar, aber das ist weniger exotisch.

Rockefeller war auffällig sparsam, schon immer. In Bars hielt er sich den ganzen Abend an einem Wasserglas fest, es sei denn, er wurde eingeladen, dann trank er Wodka. Nach der Scheidung hatte er gar kein Geld mehr. Stattdessen holte er in den letzten Monaten manchmal Gold-Unzen aus der Hosentasche, jede von ihnen rund 1000 Dollar wert – nur zahlen konnte er damit nicht.



Hier, in Bergen, ist er aufgewachsen, ging zur Kommunion und blies seiner Lehrerin schon mal Pfeffer in die Augen. Seine Mutter, die immer noch in dem Haus lebt, sagt den mutteruntypischen Satz: Mein Sohn ist für mich gestorben



FOTOS: ANDREAS GEBERT/DPA, JOHANNES WEITZ

Er sei viel weg gewesen in letzter Zeit, erzählt Hickox. Sagte, er überführe Boote, fliege deswegen nach San Francisco oder Miami. Hickox fragte, wie er das denn mache ohne Ausweis. Mit einem Privatjet, gab Rockefeller zurück. Das Wort Baltimore fiel nie.

Dort aber war er. Versuchte, sein neues Leben zu organisieren. Sich wieder einzufügen, ein ganz gewöhnlicher Amerikaner zu werden: Chip Smith. Im Dezember 2007 schrieb er unter diesem Namen eine E-Mail an eine Maklerin in Baltimore, sagte, er wolle von Chile herziehen, gemeinsam mit seiner Tochter. In den nächsten Monaten kam er immer wieder her, die Mitarbeiter der Maklerfirma besorgten ihm Übergangswohnungen. Ganz offenbar funktionierte sein Charme auch ohne den Namen Rockefeller: Sie verrieten Chip Smith sogar den Zugangscode zu ihrem Büro, damit er abends das Internet nutzen konnte. Vom Scheidungsgeld kaufte er für 450 000 Dollar ein altes Kutschenhaus in Hafennähe. Und einen Katamaran besorgte er sich auch, für 10 000 Dollar cash.

Seit er seine Tochter zuletzt gesehen hatte, war mehr als ein halbes Jahr vergangen. Nun war die Mutter mit ihr aus London angereist, der Besuch war für Sonntag, den 27. Juli, in Boston geplant. Wie bei der Scheidung vereinbart, sollte bei dem Treffen ein Sozialarbeiter dabei sein. Wenige Tage vor dem Besuch fragte Rockefeller einen Fahrer, der ihn manchmal chauffierte, ob er sich etwas dazuverdienen wolle. Es sei ein wenig kompliziert, er müsse dringend zu einem Boardmeeting nach New York, aber es gebe da einen penetranten Mann, der ihn verfolge, den müsse er vorher loswerden, er solle doch in der Marlborough Street auf ihn warten, mit laufendem Motor.

Am 4. August wurde der Mann mit den vielen Namen dem Gericht in Baltimore vorgeführt. Mit Handschellen und Fußseisen stand er da, unrasiert, mit rötlich gefärbten Haaren und einer viel zu großen Brille.

Als er das Kamerateam von NBC im Gefängnis empfängt, zehn Tage später, ist der Stoppelbart ab. Ganz der Gastgeber, begrüßt er jedes Crewmitglied mit einer angedeuteten Verbeugung, und dann sitzt er sehr aufgeräumt da, in seiner graublauen Sträflingskluft, die Beine übergeschlagen, gar nicht zerknirscht. Es seien „sechs glorreiche Tage“ gewesen, die er mit seiner Tochter verbracht habe, sagt er lächelnd. Er spricht mit milder Stimme, drückt sich gewählt aus, genießt seinen Auftritt außerordentlich.

Und obwohl das FBI längst mitgeteilt hat, die Analyse des Fingerabdrucks sei eindeutig, er sei definitiv Christian Gerhartsreiter, bleibt er dabei, er heiße Clark Rockefeller. Aufgewachsen in New York City. Und Bruchstücke seiner Kindheit fallen ihm auch ein. Ein Besuch am Mount Rushmore, in einem Station Wagon. Ferien in Oregon. An viel mehr erinnert er sich nicht, schon gar nicht, wenn es um die Jahre in Kalifornien geht. Auf die Frage, ob er Linda und Jonathan Sohus getötet habe, antwortet er: „Ich war mein Leben lang Pazifist. Ich kann mit ziemlicher Sicherheit sagen, dass ich nie jemanden verletzt habe.“

Patrick Hickox hat versucht, ihn im Gefängnis zu besuchen. Der Anwalt ließ ihn nicht durch. Stattdessen bekamen er und seine Frau Post von einem Mr Rockefeller: Er hätte nichts gegen ein gutes Buch._____

Mitarbeit: Felix Hutt